Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

fungen an den höhern Schulen beseitigt hat. Im Laufe der Jahre hatten sich bei den Prüfungen soviel Übelstände, Störungen und unnütze Aufregungen eingestellt, daß die ganze Einrichtung zu einer wahren Plage für die Schüler, ja die Lehrer und selbst für die Eltern geworden war. Die Schüler wußten nicht recht, weshalb sie eigentlich für diese Prüfung, die keinen Einfluß auf die Zensur und die Versetzung haben sollte, gedrillt wurden. Die Lehrer verstanden nicht, weshalb sie sich und ihre Schüler der Kritik eines zusammengewürfelten, oft sehr urteilslosen Publikums aussetzen sollten, da doch die fachmännisch gebildeten Aufsichtsbehörden nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, jederzeit an ihrem Unterricht in der Klasse teilzunehmen und sich über die Leistungen der Lehrer ein Urteil zu bilden. Die Eltern endlich fühlten es als einen unangenehmen Zwang, doch auch bei diesen öffentlichen Vorführungen zu erscheinen, damit die Lehrer und der Herr Direktor nur nicht denken könnten, sie hätten kein Interesse für die Schule. Da aber in einem geordneten Haushalte weder der durch seinen Beruf in Anspruch genommene Vater noch die in der Wirtschaft vollauf beschäftigte Mutter vormittags in die Schule laufen konnte, so pflegte die Vertretung des Hauses irgend einer alten Tante, genannt Aulalia, übertragen zu werden. Vor einer solchen würdigen Gesellschaft alter Tanten pflegte sich dann die ganze Schulkomödie abzuspielen. Der mit Orden geschmückte Direktor schritt würdevoll einher, die befrackten Lehrer, leicht gerötet von der Aufregung des Tages, bewegten sich geschäftig vor der staunenden Gesellschaft und führten im Flüstertone alles ordnend die Klassen in die Aula. Andre saßen dumpf brütend an den langen Tischen und starrten auf ihre weiße Wäsche oder auf die vor ihnen liegenden unzähligen Schulprogramme. Andre wieder, die an der Vorführung nicht beteiligt waren, standen mit sarkastischem Lächeln an den Wänden und verwünschten die ganze Parade, deren Gaukelwerk sie genau kannten, und die ihnen soviel kostbare Zeit raubte. Denn die Komödie dauerte fast eine ganze Woche.

Dieser Unfug ist nun in Preußen seit einiger Zeit glücklich beseitigt worden, und es giebt wohl keinen verständigen Schulmann, der ihn wieder zurückwünschte. Anderwärts dauert er aber noch fort und wird, da man sich scheut, preußische Einrichtungen im Schulwesen anzunehmen, wahrscheinlich auch noch ein paar Jahrzehnte fortdauern, bis die letzte Aulalia verschwunden, und man zu der Einsicht gekommen sein wird, daß es doch besser und erfolgreicher ist, in aller Stille eine Woche weiter zu arbeiten, als vor der Öffentlichkeit ein pädagogisches Effektstück aufzuführen. Wichtige geistige Arbeit ist zu ernsthaft und zu keusch, als daß sie eine öffentliche Schaustellung dieser Art vertrüge.

Litteratur

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion. Von Oda Olberg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. Preis 1 Mark

Wie die Leser aus den Zeitungen wissen, stehen Tausende von deutschen Konfektions-Arbeitern und Arbeiterinnen im Begriff, die Arbeit einzustellen; in einer Anzahl von großen Städten haben sie sie bereits eingestellt; die Bewegung geht von Berlin aus und hat bis jetzt vorzüglich Breslau, Stettin, Erfurt und Hamburg ergriffen. In Breslau versammelten sich am 5. Februar siebzehn von den betroffnen sechsundzwanzig Unternehmern zu einer Beratung, bei der, wie es in dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bericht der Schlesischen Zeitung heißt, „von den Forderungen der Streikenden die meisten als berechtigt und teilweise geradezu selbstverständlich anerkannt [man bedenke, was das sagen will!*)], die Einrichtung von Betriebswerkstätten aber und die Annahme des aufgestellten Lohntarifs als unmöglich bezeichnet wurden." Gerade die Einrichtung von Betriebswerkstätten aber ist die wichtigste Forderung der Ausständigen, weil die Notwendigkeit, die ohnehin elende und kleine Wohnung auch noch als Werkstatt benutzen zu müssen, die daraus sich ergebende Unbegrenztheit der Arbeitszeit, Kinderausbeutung und Unverantwortlichkeit der Unternehmer für die Lage ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen Zustände erzeugen, die — man aus der kleinen Schrift von Oda Olberg kennen lernen kann und kennen lernen muß. Es wäre eine Schande für jede deutsche Frau, der Gelegenheit geboten wird, die Lage ihrer Schwestern, der weiblichen Wesen, die in diesem wichtigen Berufe beschäftigt sind, kennen zu lernen, wenn sie diese Gelegenheit versäumte und sich dadurch der Pflichten entzöge, die ihr aus der Kenntnis der Thatsachen erwachsen würden. Männer, die sich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen beschäftigen, die Fachleute und Gelehrten, kennen diese Thatsachen längst, aber ihre Kenntnis nützt gar nichts, weil jeder von ihnen immer bloß für die andern schreibt, und diese schreibenden alle zusammen nicht den geringsten Einfluß auf die Gesetzgebung haben. Wird aber die Kenntnis der Thatsachen allgemein, dann wird es unmöglich sein, gegenüber der mit Sturmesgewalt losbrechenden allgemeinen Entrüstung den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten; es wird u. a. auch unmöglich sein, daß ferner noch wegen polizeilich verfolgter Unsittlichkeit die Opfer auf die Anklagebank kommen anstatt der Schuldigen. Die Thatsachen aus Zeitungen und Zeitschriften zusammenzusuchen, haben Hausfrauen weder Zeit noch Gelegenheit, aber das vorliegende Schriftchen kann jede zur Hand nehmen und lesen. Es giebt alles Wesentliche in gedrängter Darstellung und in schöner, von Herzen kommender Sprache, anschaulich und packend, aber ohne alle überflüssigen Redensarten. Die Verfasserin kennt die Verhältnisse nicht allein aus der Fachlitteratur, die sie übrigens vollständig beherrscht, sondern auch aus eigner Anschauung, denn sie arbeitet an einer Erhebung über die Gesundheitsverhältnisse in den Schneiderwerkstätten Leipzigs mit, „die erst in Jahresfrist ihren Abschluß finden dürfte." Also noch einmal: es ist Pflicht für jede deutsche Frau, dieses Büchlein zu lesen und — nun, die Folgerungen daraus zu ziehen, überlassen wir den deutschen Frauen selbst; nur so lange keine Möglichkeit bestand, das Elend der Konfektionsarbeiter und besonders der Arbeiterinnen kennen zu lernen, konnte man die deutschen Frauen von der Schande freisprechen, die sie in ihren Mänteln, Kleidern und Stickereien mit sich herumtragen. Zu besondrer Empfehlung des Schriftchens können wir noch beifügen, daß es von der Nordd. Allgemeinen Zeitung heruntergerissen worden ist.

Das Verhalten der Presse dieser Publikation gegenüber ist überhaupt bemerkenswert. Die Broschüre ist wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes — es handelt sich nicht allein darum, die obern Gesellschaftskreise darauf aufmerksam zu machen, welche entsetzlichen Zustände in denen herrschen, die für sie arbeiten, und welche Pflichten ihnen und insbesondre den Regierungen und der Gesetzgebung erwachsen, sondern dabei auch darum, welche ungeheure Gefahr in der Verbreitung von ansteckenden Krankheiten in dem System der Heimarbeit für alle, die Kon-

*) Auch daß die Schlesische Zeitung die Forderungen der Streikenden für gerechtfertigt erklärt, will viel sagen; sie erkennt auch an, daß die Sympathien des Publikums auf der Seite der Arbeiter stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fektionsläden für ihre Bedürfnisse benutzen, liegt — die Broschüre ist, weil sie weithin wirken und aufklären soll, in großer Auflage gedruckt und allen Zeitungen von Belang zugeschickt worden. Wenn nun ein so wunderlicher Doktrinär wie der Leitartikler der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wieder nichts in der Schrift wittert als Klassenverhetzung und kommunistische Umtriebe, so wundert man sich nicht weiter darüber, lacht höchstens und fragt sich, wie lange sich ihn die Leser und die, von denen die Offiziosität des Blattes abhängt, gefallen lassen werden. Aber auffällig ist die Totenstille in allen Blättern der bürgerlichen Parteien. Bis jetzt hat noch kein größeres Blatt ein Wort gesagt,*) nur die sozialdemokratischen haben sich sofort mit der Schrift befaßt — selbstverständlich; sie stehen auf der Seite der Notleidenden und werden nichts unbesprochen lassen, was für diese auftritt. Aber weshalb schweigt die bürgerliche Presse? Ginge das Schweigen von der klaren Einsicht aus, daß weder der Einzelne noch die Gesamtheit, weder die Regierungen noch die Gesetzgebung imstande sind, der Not, die sie alle kennen, zu steuern, solange nicht eine bessere Grundlage für das Leben und Gedeihen des Volkes geschaffen ist, die ihm die Möglichkeit giebt, sich selbst zu helfen, so wäre es verständlich. Alle kleinen Mittel helfen ja nichts, das ist klar; wenn man den Arbeitern helfen möchte, kommt man in die Gefahr, die „Konfektionsbranche" totzuschlagen, von der doch eben ein Teil des Volkes, diese Arbeiter, den Lebensunterhalt erhält, so ungenügend er auch ist. Aber diese klare Einsicht muß man bezweifeln, wenn man sieht, wie kläglich sich diese Presse der Flottenfrage gegenüber benimmt, und wenn man sich erinnert, wie sie von Verrücktheit faselte, wenn man von Expansionspolitik sprach. Man muß einen andern Grund suchen, der sie abhält, auf die Not der Arbeiter und auf die Gefahr der Krankheitsverbreitung einzugehen. Sollte es wirkich die Rücksicht auf die Inserateinnahmen sein? Die Vermutung liegt nahe, denn kein Geschäft giebt in solchem Umfange Geld für Inserate und Reklame aus, wie gerade das Konfektionsgeschäft. Wenn man sieht, daß die Zeitungen aus purer Angst vor ihren steuerzahlenden Lesern nicht wagen, den Ton eines frischen und fröhlichen Patriotismus der Flottenvermehrung gegenüber anzuschlagen, sondern sich mit lächerlicher Vorsicht um ein entschiednes Wort herumdrücken, so kann man wohl denken, daß sie sich auch der Inserate der Konfektionäre wegen blind und taub stellen den Dingen gegenüber, die die Olbergsche Broschüre aufdeckt. Das hieße also auch, von allem andern abgesehen, dieses Geldgewinns wegen ruhig die Verbreitungsstätten der scheußlichsten und mörderischsten Krankheiten weiterwirken lassen, ohne zu warnen. Was werden die Zeitungsleser sagen, die jetzt die Olbergsche Schrift in die Hand bekommen, deren Existenz und Inhalt ihnen verschwiegen wird? Ist die Aufgabe der Zeitungen gelöst, wenn sie objektiv und kühl darüber berichten, daß Verhandlungen zwischen Arbeitern und Auftraggebern in der Konfektionsbranche stattfinden, die teilweise berechtigte Forderungen der Arbeiter betreffen, als handelte es sich um Dinge, die auf dem Monde geschähen und niemand viel angingen? Das Publikum sieht hier einmal, was ein Teil der Tagespresse wert ist. Und welche Macht könnte diese Presse entfalten, wenn sie nicht in ewiger Angst vor Abonnenten und Inserenten steckte! Diese Leisetreterei ist doch geradezu zum Lachen in dem vorliegenden Falle. Wer braucht denn den andern nötiger, der Inserent oder die Zeitung? Hätten die Konfektionäre die Zeitungen nicht für ihre Reklame, so wären sie nicht vorhanden. Also die Sorge vor einem Einnahmeausfall brauchte die Tagespresse ebenso wenig

*) Inzwischen doch, beide anerkennend, die Frankfurter Zeitung und, was die Norddeutsche Allgemeine wohl verwundern wird, der Hamburger Korrespondent.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

davon abzuhalten, eine Pflicht zu erfüllen, wie das Haarsträuben des guten Mannes in der Norddeutschen Allgemeinen vor dem Gespenst des Kommunismus, mit dem er niemand graulich macht als sich selbst. Es ist ein Trost, daß man annehmen kann, daß die meisten Zeitungsleser gescheiter sind als ihre Zeitungen. Wüßten die Zeitungen, daß ihre Leser nicht so einfältig sind, wie sie denken, so faßten sie sich manchmal wohl eher ein Herz und suchten der Wahrheit und dem, was notthut, zu dienen. Jetzt rechnen sie mit der Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit und machen sich zu deren Dienern, und das wird nicht anders, so lange sich die Leser alles gefallen lassen und nicht in Haufen Protest erheben. Sie sollten das nur thun ihrer Zeitung gegenüber, dann würde schon Wandel eintreten.

La science du Point d'Honneur, commentaire raisonné sur l'offense, le duel, ses usages et la législation en Europe, la responsabilité civile, pénale, religieuse des adversaires et des témoins avec pièces justificatives par A. Croabbon, avocat. Paris, 1895

Der Zweikampf ist ursprünglich ein gesetzlich geordnetes Beweismittel im gerichtlichen Verfahren des germanischen Rechts, dann wurde er als Akt der Selbsthilfe und Rache ausnahmsweise von der öffentlichen Gewalt gestattet und wurde so die Fortsetzung des alten ritterlichen Fehdewesens. Je mehr jedoch die öffentliche Strafe ausreichende Genugthuung für erlittene Verletzungen bot, um so mehr wurde die im Zweikampf gesuchte Selbsthilfe und Rache hierfür zurückgedrängt, bis sie heute nur noch bei Beleidigungen angewendet wird. Hier wird das Urteil der Staatsgewalt noch nicht als ausreichende Sühne empfunden, und darum in ritterlicher Weise mit der Waffe in der Hand nach alter Fehdeart Genugthuung gefordert.

Es bietet sich vielleicht später einmal Gelegenheit, näher auf die Geschichte des Zweikampfs einzugehen, wenn er besondres aktuelles Interesse beanspruchen darf. Wie wir hören, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Reichsgericht von seiner Auffassung abgehe, die Schlägerduelle der Studenten wie bisher als Körperverletzungen anzusehen.

Während nun heute unser Strafgesetz den Zweikampf schlechthin für strafbar erklärt, hat es doch unterlassen, den Thatbestand des Zweikampfs in erschöpfender Weise zu regeln. Nicht nur den Begriff der Beleidigung, sondern auch den des Zweikampfs, als eines nach bestimmten Regeln geführten Kampfes, setzt es voraus, indem es auf die „hergebrachten Regeln" des Zweikampfs Bezug nimmt. Welches diese Regeln seien, ist somit anderweit festzustellen.

Es fehlte bisher an einem umfassenden Werk über dieses bei einem Zweikampf zu beobachtende Verfahren und an einer systematischen und kritischen Behandlung der durch die Sitte hierfür ausgebildeten Regeln. Außer der deutschen Übersetzung des Duell Code von Chateauvillard, des Vaters wohl fast aller heute geltenden Duellgebräuche, ist für Deutschland nur das Buch von R. Eisenschmidt über die konventionellen Gebräuche beim Zweikampf zu nennen. Daher muß es als ein dankenswertes Unternehmen angesehen werden, wenn A. Croabbon in seinem groß angelegten Werke die Darstellung der gesamten Lehre vom Zweikampf giebt. Ist diese auch für die Franzosen schon um deshalb von erhöhter Bedeutung, weil diese eine besondre strafrechtliche Regelung des Duells überhaupt nicht haben und die im Zweikampf erfolgte Tötung und Körperverletzung den allgemeinen strafrechtlichen Bestimmungen unterliegt, ebenso wie die Zeugen lediglich als Teilnehmer an diesen Verletzungen in Frage kommen, so ist doch auch für uns das Werk interessant und lehrreich. Denn abgesehen von den sehr guten, wenn auch nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuen Ausführungen über den Begriff und die einzelnen Erscheinungsformen der Ehre und Ehrverletzung enthält es eine umfassende und kritische Darstellung der geltenden Regeln über das gesamte zu beobachtende Verfahren sowohl der Duellanten selbst, als der Zeugen und Schiedsrichter, erläutert durch eine große Anzahl von Beschreibungen charakteristischer Zweikämpfe. Und zwar gewinnt das Werk dadurch an allgemeinerer Bedeutung, daß es sich nicht nur auf das französische Rechtsgebiet beschränkt, sondern, wenn selbstverständlich auch nicht in gleicher Ausführlichkeit — was jedoch der zu erwartenden Fortsetzung des Werkes vorbehalten bleibt —, die Gesetzgebung und die durch die Sitte festgestellten Regeln der übrigen europäischen Länder bespricht. Interessant sind hierbei namentlich die Erörterungen darüber, welches Recht und welche Regeln bei Zweikämpfen zwischen Angehörigen verschiedner Staaten Anwendung zu finden haben. Nicht angenehm berührt das Hereinziehen der Politik und die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Landsleuten Ratschläge erteilt, sich in Ehrenhändeln insbesondre mit Italienern zu benehmen. Wiederholt wird von der zwischen Franzosen einerseits und „den Völkern des Dreibunds" andrerseits bestehenden starken Antipathie und ihrer feindlichen Politik gesprochen, die Ursache zu Zweikämpfen mit den Angehörigen dieser Nationen geben könnten. Nun, wenn der Verfasser nach Deutschland käme, würde er sich bald überzeugen, daß bei uns von Antipathie gegen die Herren Franzosen keine Spur vorhanden ist. Im Gegenteil, den einzelnen Franzosen halten wir immer für einen höchst liebenswürdigen Menschen. Wir glauben also nicht, daß für Deutsche und Franzosen mehr Ursache als für andre Menschen vorliegt, in einen Zweikampf verwickelt zu werden. Die kleinen politischen Streiflichter wären also besser aus dem Buche weggeblieben, um so mehr, als es doch nicht nur für französische Leser bestimmt ist. Wir freuen uns übrigens, nach Privatmitteilungen des Verfassers versichern zu können, daß er schon jetzt unsrer Ansicht ist, und daß in einer zweiten Auflage der Politik kein Raum mehr gewährt werden wird. Anerkennung verdient, worauf schließlich noch aufmerksam gemacht werden muß, die Tendenz des ganzen Werkes. Es dient keineswegs einer Verherrlichung des Zweikampfs, sondern strebt darnach, ihn möglichst einzuschränken.

Deutsche Poetik von Dr. Karl Borinski. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1895

Dieses Handbüchlein ist ein kleines Kunstwerk in der Einheitlichkeit der Schöpfung, in dem innerlich notwendigen Aufbau, in der klaren, die rechten Bilder brauchenden Sprache. Dazu ist es an dem besten genährt, was bis jetzt überhaupt über Poetik gesagt worden ist, verbindet also mit der subjektiven Leistung eine gewisse objektive Gewähr. Endlich drängt es seinen Stoff so geschickt an einander, daß auf hundertvierzig Seiten außerordentlich viel gutes steht.

Von den vier Hauptabschnitten: „Der Dichter und sein Werk," „Innere Mittel der Dichtung als Kunst," „Äußere Mittel der Dichtung als Kunst," „Gattungen der Dichtkunst," erweckt allerdings der dritte einen lebhaften Wunsch: diese deutsche Poetik sollte weniger griechisch und mehr deutsch sein. Der zweiundvierzigste Paragraph z. B. „Metrik und Rhythmik" beginnt: „Wir sprechen nach griechischem Gebrauch noch von Metrik (Meßkunst), als dem Prinzip der Verskunst, obwohl man im Deutschen, durch die gröbere Natur der Sprache gezwungen, nur mehr [soll wohl heißen: nur noch] im allgemeinen auf bloße dynamische Rhythmik (Taktirung nach Stärke und Schwäche) eine Verskunst gründen könnte." Das ist eine alte Rede, aber eine falsche Rede. Auch unsre Dichtersprache braucht ein relativ gleiches Zeitmaß nicht nur für jeden Vers, sondern auch für jeden Takt,
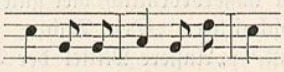
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch sie erklingt nicht nur in der Zeit, sondern, wie jede andre gebundne Sprache, in gemessenen Zeiten. Es ist unmöglich, ihr die Zeitmessung im Prinzip zu verweigern. Sie ist ebenso ein Produkt aus geregeltem Zeit- und Kraftaufwand zugleich wie die antike, und es läßt sich nur soviel sagen, daß wir seit Opitz das betonende Prinzip als das wichtigere anerkennen, während die Alten nur von Messung reden. Tritt aber nicht auch bei uns die Zeitmessung in dieselbe Giltigkeit für die Poesie, die sie im Altertum gehabt zu haben scheint, wenn wir an gesungne Dichtung denken, die eigentliche Form doch auch unsrer Dichtung, oder auch an ein gesprochnes Kindertanzlied? Und umgekehrt glaube man doch nicht, daß die Alten Längen und absolute Hälften dazu als Kürzen im gesprochnen Verse beobachtet hätten! Wenn der Vorwurf der gröbern Natur unsrer Sprache nicht besser begründet wird, weisen wir ihn zurück. Was nun in dem zweiundvierzigsten Paragraphen folgt, richtet sich damit von selbst: „Wir können lediglich (!) nach dem Wechsel der betonten und unbetonten, stärker und schwächer betonten Wortsilben die Gliederung der Takte, guten und schlechten Taktteil, bestimmen. Die Griechen und ihre Schüler, die Lateiner, besaßen in der feinen(?) Unterscheidung von langen und kurzen Silben in ihren Sprachen die Mittel, die Takte viel wechselvoller mit langen und kurzen Silbennoten auszufüllen, im Prinzip unbekümmert, wohin im Takte die Wortbetonung fiel." Durch die bloße Unterscheidung von langen und kurzen Silben — mag sie auch noch so peinlich (etwas andres kann Borinski mit „fein" nicht gut meinen) gewesen sein, sie würde doch nur einen Unterschied darstellen — durch diese eine Unterscheidung sollten die Alten in den Stand gesetzt worden sein, ihre Takte wechselvoller zu gestalten? Die größere Mannichfaltigkeit ist doch auf alle Fälle auf seiten der deutschen Sprache. Und wer wollte gar die Unbekümmertheit, „wohin im Takte die Wortbetonung fiel," als einen Vorteil bezeichnen? Schlägt diese angebliche glückliche Unbefangenheit nicht kurz gesagt aller künstlerischen Wahrheit ins Gesicht, der Wahrheit, die ein Zusammenfallen der wichtigen Formenteile und der wichtigen Inhaltteile verlangt?

Aber Borinski geht in demselben Paragraphen noch weiter. Er spricht unsrer Deklamation nicht nur die Zeitmessung, sondern auch die natürliche Musik ab. „Während unsre Deklamation im Prinzip (!) tonlos erscheint, war die antike tonreich und bot schon an und für sich ohne Komposition ein lebhaft bewegtes Notenbild. „Einst wird kommen der Tag" lautet nach dem Prinzip unsrer Deklamation zunächst (!) nur in rhythmischen Schlägen:



ἔσσεται ἦμαρ ὅταν dagegen melodisch unterschieden etwa



Die vorsichtigen Floskeln „im Prinzip" und „zunächst" retten die „prinzipiellen" Irrtümer dieser Zeilen nicht. Erkennt übrigens Borinski nicht in den Vierteln und Achteln, mit denen er auch die deutschen Worte notirt, Längen und Kürzen in unsrer Deklamation an?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG